

Von Dichtern

Autor(en): **Perl, F.H. / Barth, Wolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **88 (1962)**

Heft 43

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-501893>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Von Dichtern

F. H. Perl

Hermann Hesse hat, wie viele andere Dichter auch, nebenbei gemalt; so sind dem Buche Pontens »Die luganesische Landschaft« zwölf Aquarelle von Hesse mitgegeben. »Das Malen«, meinte Hermann Hesse, »ist wunderschön, es macht einen froh und duldsamer. Man hat nachher nicht wie beim Schreiben schwarze Finger, sondern rote und blaue.«

Gerhart Hauptmann erhielt 1905 den Ehrendoktor der Universität Oxford, hatte aber zu jener Zeit in Deutschland noch kaum Anerkennung gefunden. Deshalb sagte Shaw bei einem Frühstück zu Ehren Hauptmanns: »Ich bewundere Deutschland sehr. Wie alle großen Länder ist es auch bescheiden, es überläßt gern die Ehrung seiner

bedeutendsten Männer dem Ausland.«

Nachdem Thomas Manns ältester Sohn Klaus gleichfalls zu schreiben begonnen hatte, behauptete der Vater, von dritter Seite um ein Urteil gebeten: »Seine Romane lese ich nicht, aber als Sohn ist er unheimlich spannend.«

Goethe hielt nicht eben viel von Kleist, nahm aber immerhin den »Zerbrochenen Krug« für Weimar an. Bei der Aufführung am zweiten März 1808 ereignete sich ein Zwischenfall: ein weimarerischer Beamter piff das Stück aus. Der Herzog wurde wütend und rief aus seiner Loge: »Wo ist der Frechling, der es wagt, in Gegenwart meiner Gemahlin zu pfeifen? Husaren, nehmt den Kerl fest!«

Als Goethe nachträglich davon erfuhr, sagte er: »Der Mensch hat gar nicht so unrecht gehabt. Ich wäre auch dabei gewesen, wenn es der Anstand und meine Stellung erlaubt hätten. Des Anstandes wegen hätte er eben warten sollen, bis er außerhalb des Zuschauerhauses war.« Von da an haßte Kleist den Goethe wie die Pest.

Grillparzers »König Ottokar« blieb zwei Jahre lang auf der Zensur liegen. Der Dichter stieß zufällig in einer Postkutsche mit dem Zensurbeamten zusammen, dem die Verzögerung angekreidet werden mußte. Warum er so wenig schreibe, fragte der Beamte. Nun ja, konterte Grillparzer, das müsse er als Zensurbeamter doch besser wissen. Darauf der Hofrat: »So seid ihr Herren! Ihr denkt euch immer die Zensur als gegen euch verschworen. Als Ihr »König Ottokar« liegen blieb, glaubten Sie wahrscheinlich, ein erbitterter Feind verhindere die Ausführung. Wissen Sie, wer es zurückbehalten hat? Ich, der ich, weiß Gott, nicht Ihr Feind bin.«

»Aber, Herr Hofrat, was haben Sie denn an dem Stücke Gefährliches gefunden?«
 »Gar nichts, aber ich dachte mir halt: Man kann doch nicht wissen.«

Rainer Maria Rilke zog im Ersten Weltkrieg die Uniform an, um als »Einjährig-Freiwilliger auf Kriegsdauer« auf dem Wiener Kriegsarchiv zu dienen. Die Einjährigen durften an der Offiziersmesse teilnehmen, und als Rilke zum ersten Male den Speisesaal betrat, stellte er sich vorschriftsmäßig dem Tafelvorsitzenden, einem älteren, ergrauten Hauptmann vor: »Herr Hauptmann, Einjährig-Freiwilliger Rainer Maria Rilke stellt sich gehorsamst vor.«



Der hygienische Winzer

Der Hauptmann, eine Spur schwerhörig, sah auf und knurrte: »Was sagen Sie?«

Rilke mit erhobener Stimme: »Herr Hauptmann, Einjährig-Freiwilliger Rainer Maria Rilke stellt sich gehorsamst vor.«

Der Hauptmann schüttelte den Kopf. »Sie, das ist mir zu lang«, brummte er, »wissen Sie was, ich werde Mizzi zu Ihnen sagen.«

Heinrich Heine hielt nicht allzuviel vom dramatischen Dichter. »Man preist«, meinte er, »den dramatischen Dichter, der es versteht, Tränen zu entlocken. Dies Talent hat auch die kümmerlichste Zwiebel, mit dieser teilt er seinen Ruhm.«

Hermann Löns tat sich mit dem Bauernmädchen Ernestine Sassenberg zusammen, mußte aber oft darum kämpfen, daß sie von der »Society« akzeptiert wurde. Dabei ging er absolut hemmungslos vor. »Soll ich Ihnen helfen, den Hut vom Kopf herunter zu nehmen?« fragte er etwa einen, der sich mit einem lausigen Grußnicken begnügte. Und als Ernestine in der Straßenbahn von einer bekannten Dame geschnitten wurde, sagte der neben ihr stehende Löns: »Du mußt ihr das nicht übel nehmen. Wenn man erst so Mitte vierzig ist, kann man den Kopf nicht mehr so frei bewegen.« Worauf alle Passagiere lachten, die Dame aber während der Fahrt absprang.

Friedrich Heibel, der Selbstbewußte (»Als Dramatiker ist Goethe ein Kind gegen mich«), bummelt im Straßengewühl und wird begrüßt, während er eben dichterische Gesichte formt. Er braust auf: »Wie können Sie mich grüßen? Sehen Sie denn nicht, daß ich dichte?«

Als Bub war Peter Rosegger voller wunderlicher Einfälle. Nachdem er die Geschichte vom heiligen Martin gehört hatte, der seinen Mantel mit dem frierenden Bettler teilt, machte er es genau so, nahm ein Messer, schnitt die Sonntagsjacke entzwei und warf die eine Hälfte einem schlafenden Pilzsammler zu. Dieser hatte kein Verständnis und kannte vermutlich auch die Geschichte vom heiligen Martin nicht. Er ging hin und verklagte Rosegger wegen seines Mutwillens bei seinen Eltern.

»Amerika, du hast es besser«, meinte Goethe. Detlev von Liliencron glaubte es ihm und zog 1875 nach Amerika, schlug sich während zweier Jahre mühsam als Reiknecht, Klavierlehrer, Biermusiker undso weiter durch, übernachtete in einem sogenannten Hotel, wo er 5 Cents für Nachtquartier zahlte: ein Stuhl, geheizter Raum, ein Stück Seil. Das Seil war zwischen zwei Pfosten quer durch die Stube gezogen, und auf beiden Seiten des Seils saßen die Gäste, legten die Arme aufs Seil, darauf den Kopf, und schliefen so bis fünf Uhr morgens. Liliencron hat später nie über seinen Amerikaaufenthalt gesprochen. Auch Nikolaus Lenau sah sich in Amerika um, kehrte grenzenlos ernüchtert zurück, profitierte aber doch vom Nimbus, den die für die damalige Zeit gewaltige Reise um seine Gestalt flocht. Er sagte: »Es geht mit Dichtern in Oesterreich wie in Bremen mit Zigarren. Die in Bremen gemachten Zigarren werden nach Amerika geschickt, dort bekommen sie die ausländische Signatur, und wandern dann wieder heim, und alles wundert sich über den charmanten Geruch, den sie jetzt haben, während sie früher keinem Teufel schmecken wollten.«